

ERKENNTNISTHEORETISCHER SKEPTIZISMUS.

WIDERBELEBUNG EINER PHILOSOPHISCHEN TRADITION?

Daß der Skeptizismus die Philosophie begleitet wie der Schatten den Körper, ist eine keineswegs erst neuzeitliche Binsenweisheit für deren Wahrheit spricht, daß es bisher weder im Bereich der theoretischen noch in dem der praktischen Philosophie eine Theorie gegeben hat, die mit einigem Recht für sich in Anspruch nehmen kann, sie habe entweder die Realität der Außenwelt oder die Freiheit des Willens oder beides bewiesen. Eine andere ebenfalls gut bestätigte Binsenwahrheit ist, daß dieser durch die Geschichte gelieferte empirische Nachweis der Unwiderlegbarkeit des Skeptizismus nur wenige der großen Denker der Vergangenheit und noch weniger der Philosophen unseres Jahrhunderts davon abgehalten hat, sich an Beweisen für das zu versuchen, was der Skeptiker bezweifelt. Beides zusammen, andauernder Mißerfolg trotz zahlloser neuer Anstrengungen, hat das Interesse an direkten Auseinandersetzungen mit skeptischen Thesen und Positionen wenn auch nicht versiegen, so doch merklich zurückgehen lassen. Nicht daß nicht auch in den letzten Jahrzehnten eine ganze Reihe von verdienstvollen Arbeiten zu vielen historischen und sachlichen Aspekten des Skeptizismus vorgelegt worden sind, die uns mit immer raffinierteren Versionen zum Beispiel der Bayleschen oder Humeschen skeptischen Argumente und ihrer Fehler bzw. der anti-skeptischen Überlegungen von Kant bis Moore und deren Schwierigkeiten vertraut gemacht haben. Es fehlt jedoch weitgehend an hinreichend ausgearbeiteten Ansätzen dazu, der skeptischen Herausforderung direkt und explizit Rechnung zu tragen und gleichzeitig ihre Relevanz bzw. Aktualität unter den veränderten Bedingungen gegenwärtigen Philosophierens zu bewerten.

Diese Situation hat sich in den letzten Jahren wenigstens im angloamerikanischen Bereich beträchtlich gewandelt. Eine Vielzahl größerer und kleinerer Veröffentlichungen mit allerlei Vorschlägen, dem Skeptizismus doch diese oder jene gute Seite abzugewinnen oder die eine oder andere Variante der skeptischen These doch ernster als bisher zu nehmen, läßt fast den Eindruck entstehen, es sei eine neue kleine Mode zur Kenntnis zu nehmen. Über die Motive für dieses offenbar wiedererwachte Interesse am Skeptizismus ist wenig zu erfahren, man darf aber vermuten, daß sie sich aus wenigstens drei unterschiedlichen Quellen speisen. Die eine ist die mit der Revitalisierung von Elementen der Transzendentalphilosophie verbundene Hoffnung, nun besser als in der Vergangenheit gegen skeptische Einwände gerüstet zu sein.

Die zweite besteht in dem Verdacht, daß die so breit gefeierten Fortschritte der im sprachanalytischen Umkreis entwickelten erkenntnistheoretischen Positionen vielleicht doch nur um den Preis der Ausklammerung gewisser Problemfelder, wie etwa dem des Skeptizismus, errungen worden sind. Eine dritte schließlich scheint die Überzeugung zu sein, daß eine erneute Verständigung über die Bedingungen, unter denen skeptische Überlegungen ihre Stärke entwickeln, den Blick freigibt auf bisher in der Erkenntnistheorie nicht begangene Wege.

Obwohl keine der drei hier zu diskutierende Arbeiten eindeutig einer dieser Motivgruppen zugerechnet werden kann, ist es, glaube ich, dennoch nicht unfair, jeder dieser Arbeiten eine besondere Affinität zu jeweils einer dieser Motivbereiche zu unterstellen. So gibt es, wie später noch auszuführen sein wird, Gründe dafür anzunehmen, daß Strawsons Auseinandersetzung mit dem Skeptizismus durch ein ihm eigentümliches transzendentalphilosophisches Programm bestimmt ist. Die *Skeptical Essays* von Mates scheinen mir mehr der zweiten Motivgruppe verpflichtet zu sein, indem er in ihnen aus seinen Zweifeln an den antiskeptischen Erfolgen neuerer Erkenntnistheorien keinen Hehl macht. Und Stroud schließlich zeigt deutlich, daß sein Interesse am Skeptizismus auf seinen Sympathien mit einem Neuansatz in der Erkenntnistheorie gründet, seine Überlegungen also vor dem Hintergrund der dritten Motivgruppe zu würdigen sind.

Bevor nun auf einige Aspekte dieser Arbeiten eingegangen wird, muß noch auf eine selbst auferlegte Beschränkung hingewiesen werden: Ich werde mich im folgenden auf eine Diskussion dessen konzentrieren, was in den vorzustellenden Werken zur Einschätzung des Wertes von skeptischen Hypothesen in bezug auf die theoretische Philosophie vorgebracht wird. Obwohl die Bücher von Mates und Strawson sich auch mit skeptischen Überlegungen im Bereich der praktischen Philosophie also mit dem Problem der Willens- bzw. Handlungsfreiheit befassen und das von Strawson darüber hinaus quasi-skeptische Positionen in der Philosophie des Geistes und der Bedeutungstheorie thematisiert, ist diese Einschränkung, wenn auch nicht unbedingt zu rechtfertigen, so doch wenigstens zu entschuldigen dadurch, daß auch in diesen beiden Büchern die Diskussion des theoretischen Skeptizismus im Vordergrund steht und das Buch von Stroud sich ausschließlich mit ihm beschäftigt. Ich werde mich zuerst den Überlegungen von Benson Mates zuwenden, weil in ihnen am deutlichsten das durch den Skeptizismus gestellte Sachproblem zum Ausdruck kommt. Dann werde ich Strawsons Empfehlung zum Umgang mit dem Skeptizismus und schließlich Strouds Einschätzung der Bedeutung des Skeptizismus betrachten.

I.

Die grundlegendsten philosophischen Probleme zeichnen sich dadurch aus, daß sie einerseits verständlich genug, andererseits absolut unlösbar sind (vgl.3) – dies ist die These, die Benson Mates in seinen *Skeptical Essays* vertreten möchte. Die Probleme, an denen er diese These auszuweisen versucht, sind (1) das Lügner-Paradox und Russells Antinomie der Menge aller Mengen, die sich nicht selbst enthalten, (2) das Problem der Willensfreiheit und (3) das der Existenz der Außenwelt. Die zitierte These deutet bereits an, daß es Mates in seinen Ausführungen zu diesen drei Themen nicht darum geht nachzuweisen, es gäbe eine Lösung für diese Probleme. Er ist vielmehr an dem Nachweis interessiert, daß Probleme wie die drei genannten, durch zwei wichtige Eigentümlichkeiten ausgezeichnet sind. Sie alle lassen sich so formulieren, daß (a) jeder den Eindruck hat, irgend etwas müsse mit ihnen nicht stimmen, obwohl kein Vorschlag dazu, was denn mit ihnen nicht stimmt, überzeugen kann, und daß es (b) zu jedem guten Argument für oder gegen eine der skeptischen Thesen ein ebenso gutes Gegenargument gibt (vgl. 9).

Mates versucht, diese Behauptung dadurch zu belegen, daß er zunächst eine an den Lehren von Berkeley und Hume orientierte Formulierung des Außenweltproblems vorstellt, um dann verschiedene Lösungsvorschläge Revue passieren zu lassen, die er der Reihe nach als unbefriedigend ausweist. Wie auch immer man diese seine kritische Leistung einschätzt, sicher ist, daß sie steht und fällt mit der Einsichtigkeit des Problems, mit dem uns der Skeptizismus vermeintlich konfrontiert. Hier zeigt uns Mates - wahrscheinlich wider Willen -, daß es offensichtlich gar nicht so einfach ist, eine zufriedenstellende Präsentation des Außenweltproblems und seines Zustandekommens zu geben. Da diese Schwierigkeiten in der Formulierung der skeptischen Position lehrreich sind, weil sie den Blick auf die epistemologischen Grundlagen des Skeptizismus freigeben, soll auf sie an Hand der Matesschen Exposition des Problems der Existenz der Außenwelt eingegangen werden.

Mates wählt folgende „typical brief formulation“ des Problems: „Ultimately the only basis I can have for a claim to know that there exists something other than my own perceptions is in the nature of those very perceptions. But they could be just as they are even if there did not exist anything else. Ergo, I have no basis for the knowledge-claim in question“ (104). So kurz und typisch diese Formulierung auch sein mag, sie ist nicht ohne Unklarheiten. Diese betreffen weniger die Konklusion als vielmehr, wie sich zeigen wird, die sie stützenden beiden Prämissen.

Was die erste Prämisse betrifft, so ist sie für Mates das Ergebnis einer Überlegung, die aus der traditionellen Wahrnehmungstheorie stammt. Ihr zufolge ist das, was ich direkt wahrnehme – die Wahrnehmung, das Sinnesdatum, die Vorstellung – die Wirkung materieller Ursachen, denen ich als Eigenschaften das zuschreibe, was meine jeweilige Vorstellung bestimmt. Diese Wahrnehmungstheorie erklärt also Wahrnehmungen kausal, und diese Art der Erklärung ist es, die dazu nötigt, von den Wahrnehmungen unabhängige materielle Entitäten als deren Ursachen anzunehmen. Vor dem Hintergrund des Rekurses auf die kausale Theorie der Wahrnehmung wird aber die erste Prämisse von Mates zum Problem. Denn man wird jetzt Schwierigkeiten haben, den Sinn der These zu verstehen, daß das Fundament für die Behauptung, es gäbe etwas, das von unseren Wahrnehmungen verschieden sei, in der Natur oder dem Wesen unserer Wahrnehmungen liege. Unter Voraussetzung einer kausalen Theorie der Wahrnehmung besagt nämlich diese Prämisse nun, daß es zu der Natur unserer Wahrnehmungen gehört, mit etwas von ihnen Unterschiedenem kausal zusammenzuhängen, was wiederum darauf hinausläuft, eine konzeptuelle oder logische Notwendigkeit des kausalen Zusammenhangs zu behaupten. An einer solchen Interpretation seiner ersten Prämisse kann Mates jedoch wenig Interesse haben, obwohl es nicht ganz einfach ist zu sehen, wie er sie im Rahmen seines Ansatzes vermeiden kann. Denn sie führt zu folgender Schwierigkeit: Wenn man einen kausalen Zusammenhang zwischen Wahrnehmungen und irgendwelchen nicht als Wahrnehmungen gegebenen Sachverhalten als aus logischen Gründen notwendig anzunehmen hat, dann wird man die skeptische These nicht mehr in ihrer scharfen, d. h. die Möglichkeit der Nichtexistenz der Außenwelt in Anspruch nehmenden Form für diskussionswürdig halten können. Dies aber bedeutet, daß auf jeden Fall die zweite Prämisse der Matesschen Formulierung des Problems der Realität der Außenwelt und damit natürlich auch die skeptische Konklusion falsch wird.

Letzteres ist trivial. Die erwähnte Schwierigkeit muß jedoch kurz erläutert werden, weil sie auf eine Ambiguität in den Matesschen Überlegungen verweist. Will man die skeptische These, daß es keinen guten Grund für die Annahme gibt, es existierten Gegenstände, die nicht als Vorstellungen (oder Wahrnehmungen) aufgefaßt werden müssen, nicht gleich im Ansatz hinfällig machen, muß man vermeiden, in ihre Formulierung irgend etwas hineinkommen zu lassen, was man als Hinweis darauf interpretieren kann, daß es irgendeinen notwendigen Zusammenhang zwischen Vorstellungen oder Wahrnehmungen und etwas gibt, das nicht Vorstellung oder Wahrnehmung ist. Soviel versteht sich von selbst. Dies aber bedeutet, daß die Behauptung, es läge im Wesen der Wahrnehmung, materiell verursacht zu werden, nur eine sehr viel schwächere als die ursprüngliche skeptische These zuläßt. Eine

solche These wäre etwa die, daß wir nicht wissen können, ob die für irgendwelche Wahrnehmungen kausal relevant gehaltenen (äußeren) Gegenstände tatsächlich so sind, also über die gleichen oder ähnlichen Eigenschaften verfügen, wie unsere Wahrnehmungen es uns glauben lassen (vgl. bei Mates z.B.102,108). Diese These ist zwar noch immer eine skeptische Behauptung, nicht aber eine, die die *Realität* der Außenwelt in Frage stellt.

Den irrigen Eindruck, daß sich das scharfe skeptische Argument auch unter der Annahme durchhalten ließe, die Vorstellung einer materiellen Ursache sei für den Begriff der Wahrnehmung konstitutiv, läßt aber Mates nicht nur dadurch aufkommen, daß er wenig dazu tut, die Mißverständnisse zu vermeiden, die mit der Beschreibung der Wahrnehmung als eines „effect of a branched tree of physical causes“(101) verbunden sind. Auch an anderer Stelle leistet er dem Eindruck Vorschub, daß Wahrnehmungen kausal mit etwas ‚Äußerem‘ verbunden sein *müssen*. So schreibt er z. B. in der Diskussion eines von ihm abgelehnten Argumentes „The futile move that goes ‘Well, maybe you could have those visual perception even if there weren't the red apple out there that you think you're seeing, but you couldn't have them if they were *nothing* - not even your brain - out there’ leads to the equally paradoxical result, that the only ‘external’ statements I can support on the basis of what I see, hear, touch, taste, etc., concern my own central nervous system”(105).

Hier wird ganz deutlich, daß Mates manchmal nicht davor zurückschreckt auch explizit nur die schwächere skeptische These zu vertreten, ohne allerdings darauf hinzuweisen, daß sie für die starke skeptische Behauptung nicht nur nichts besagt, sondern sie ausschließt.

Ist die erste Prämisse der Matesschen Formulierung des Außenweltproblems nur dann als Prämisse eines (starken) skeptischen Arguments brauchbar, wenn man sie unabhängig von einer bestimmten Variante der kausalen Theorie der Wahrnehmung hält, scheint die zweite Prämisse in der Formulierung von Mates ein ganz unproblematisches Element jeder skeptischen Überlegung auszudrücken. Doch auch sie hat ihre Schwierigkeiten. Die Prämisse lautete: „But they [my own perceptions] could be just as they are even if there did not exist anything else.“ Hier interessiert verständlicherweise das ‚could‘, von dem Mates sagt, es kennzeichne „logical, or maybe even physical possibility“ (105). Was heißt das nun? Geht man von der Interpretation des ‚could‘ als logischer Möglichkeit aus, so besagt die zweite Prämisse, es sei logisch möglich, daß unsere Wahrnehmungen so sind, wie sie sind, selbst wenn es nichts anderes als eben diese Wahrnehmungen gäbe. Diese Behauptung bringt aber zwei Mißlichkeiten mit sich: Sie ist (1) als Prämisse eines skeptischen Arguments stur brauchbar in einem Kontext, in dem die logische Notwendigkeit der Beziehung zwischen

Wahrnehmungen und etwas anderem vertreten wird, und (2) führt sie auf einen wenig einleuchtenden Wissensbegriff, dem zufolge wir nur das wissen können, was logisch notwendig ist.

Das Zustandekommen der ersten Mißlichkeit ist leicht einzusehen: Denn die logische Möglichkeit von etwas zu behaupten, bedeutet ja nichts anderes als zu bestreiten, es sei widersprüchlich. Behauptet aber jemand, es sei widersprüchlich anzunehmen, unsere Wahrnehmungen könnten so sein, wie sie sind, auch wenn es nichts anderes gäbe, dann muß er den Bezug von Wahrnehmungen auf etwas von ihnen Unterschiedenes für logisch notwendig halten. Eine solche mit der Voraussetzung der logischen Notwendigkeit arbeitende antiskeptische Position ist jedoch uninteressant, zum einen weil sie niemand vertreten wollen wird, zum anderen weil für sie die zweite Matessche Prämisse immer falsch sein wird. Die zweite Mißlichkeit ist auch nicht von sehr weit hergeholt: Wenn man nämlich davon ausgeht, daß schon der Nachweis genügt, es sei logisch möglich, daß unsere Wahrnehmungen auch dann so sind, wie sie sind, wenn es nichts anderes gäbe, - daß dieser Nachweis schon reicht, um den Anspruch auf *Wissen*, daß es etwas anderes als unsere Wahrnehmungen gibt, zu unterminieren, dann wird man Wissensansprüche nur in bezug auf Sachverhalte für legitim halten können, bei denen es aus logischen Gründen unmöglich ist, daß es sich anders verhält. Dies aber heißt, den Bereich des Wissens auf das, was logisch notwendig ist, einzuschränken.

Das ‚could‘ der Matesschen zweiten Prämisse als logische Möglichkeit zu deuten, ist daher für einen Skeptiker nicht sehr reizvoll. Bleibt die Interpretation des ‚could‘ als nur die physikalische Möglichkeit behauptend. Bei dieser Interpretation verschwinden zwar die Probleme mit dem Wissensbegriff, es taucht aber das schon im Zusammenhang der Diskussion der ersten Prämisse sich ankündigende Problem wieder auf, wie man sie unter Inanspruchnahme der Version der kausalen Theorie der Wahrnehmung plausibel finden kann, die für Wahrnehmungen etwas von ihnen Unterschiedenes kausal verantwortlich macht. Denn, wie bereits angedeutet, das Zulassen kausaler Beziehungen zwischen Wahrnehmungen und etwas anderem führt den Skeptiker nicht weiter als bis zu der Behauptung, man könne aus der Beschaffenheit der Wahrnehmung nicht auf die Beschaffenheit des für diese Wahrnehmung kausal relevanten Objekts schließen. Von dieser Behauptung bis zur zweiten Prämisse von Mates ist es aber noch ein langer Weg, von dem schwer zu sehen ist, wie ihn die Logik rechtfertigen kann

Diese ausführliche Diskussion der Matesschen Formulierung des Außenweltproblems ist nicht stur unternommen worden, um sie zu kritisieren. Es ist im Gegenteil zu bemerken, daß

es ein Verdienst der Matesschen Überlegungen ist, durch eine genaue Betrachtung dessen, was an Schwierigkeiten schon mit einer einigermaßen einleuchtenden Darstellung der skeptischen Hypothese verbunden ist, implizit darauf hinzuweisen, daß es gar nicht so einfach ist, die skeptische These selbst als philosophisch interessant zu präsentieren. Schenkt man diesen Schwierigkeiten nicht genügend Aufmerksamkeit, so scheint wenigstens die Gefahr zu bestehen, daß die sogenannte skeptische Herausforderung sich selbst diskreditiert, indem sie entweder einen allzu strengen Wissensbegriff ihrer These zugrunde legt oder mit wahrnehmungstheoretischen Voraussetzungen arbeitet, die ihren generellen Zweifel an der *Realität* der Außenwelt erst gar nicht konsistent zum Ausdruck bringen läßt. Wenn man sich aber über eine Lesart des skeptischen Problems verständigt, das diesen Schwierigkeiten Rechnung trägt, dann hat nach Mates weder die Tradition noch die analytische Philosophie irgendwelche überzeugenden Möglichkeiten zu seiner Lösung bereitgestellt. Denn, so Mates, - der nur der Kritik der Lösungsvorschläge von Seiten der analytischen Philosophie ausführlicher nachgeht, - weder die Kritik an der Berechtigung der Annahme von Sinnesdaten (bei Mates exemplarisch abgehandelt in einer Auseinandersetzung mit Quine) noch der Versuch, durch die Einführung des Verifikationskriteriums der Bedeutung (durch den logischen Positivismus) bzw. durch den Nachweis eines Sprachmißbrauchs (durch die Ordinary Language Group, besonders durch Austin) der skeptischen These den Stachel zu nehmen, hat sich als eine erfolgreiche Strategie erwiesen. Mates kommt daher zu dem resignativen Ergebnis, daß das Außenweltproblem weder gelöst noch zu lösen ist (150 f.).

II.

Wie man Mates' Essays als Warnung vor dem Glauben an die Allmacht von Logik und Sprachanalyse bei der Lösung bzw. Beseitigung philosophischer Probleme der Tradition lesen kann, so kann man auch Peter F. Strawsons Auseinandersetzung mit dem Skeptizismus in seinen verschiedenen Formen als ein Plädoyer für größere Bescheidenheit im Umgang mit dieser für zentral gehaltenen philosophischen Position ansehen. Ähnlich auch wie Mates ist Strawson der Meinung, daß die Stärke des skeptischen Arguments einen unabweisbaren Grund für ein solches Plädoyer abgibt. Doch im Unterschied zu Mates ist er nicht der Ansicht, daß gerade die Anerkennung dieser Stärke des skeptischen Arguments zu der Einsicht nötige, alle oder die meisten unserer Wissensansprüche seien letztlich grundlos. Er ist vielmehr der Überzeugung, daß man – gerade weil mit Argumenten nichts gegen den Vertreter einer skeptischen Position auszurichten ist – sich der skeptischen Herausforderung gar nicht erst

stellen soll, sondern sie besser umgeht. So verständlich und sympathisch diese Empfehlung auch ist, wenn man sie als eine aus Lebensklugheit entstandene Maxime betrachtet, so wenig leuchtet sie unmittelbar als ein geeigneter Beitrag zur Auseinandersetzung mit dem Skeptizismus ein. Denn schließlich, so sollte man meinen, ändert die Empfehlung, den Zweifel an der Realität der Außenwelt z. B. einfach zu umgehen, nichts an der möglichen Berechtigung dieses Zweifels.

Strawson wäre allerdings auch mißverstanden, wenn man seine Empfehlung in einem lebenspragmatischen Sinn deuten würde. Die These daß man auf den Skeptiker eine Antwort finden müsse, „which does not so much attempt to meet the challenge as to pass it by“ (3), diese These ist für Strawson ein Mittel dazu, auf eine Position aufmerksam zu machen, die er ‚Naturalismus‘ nennt, und zu deren Verdiensten eben auch die Fähigkeit gehören soll, den Skeptizismus zu neutralisieren. Es interessiert daher zunächst, wie Strawson diese Position bestimmt und was ihn zu der Hoffnung berechtigt, sie diene der Domestizierung des Skeptizismus. ‚Naturalismus‘ ist nun für Strawson nicht etwa der Name einer Position, die mit dem Anspruch auftritt, mit anderen philosophischen Richtungen in bezug auf irgendwelche Lösungen philosophischer Probleme zu konkurrieren. Naturalismus in Strawsons Sinn ist eher eine Position, die darauf insistiert, daß all unsere Überlegungen und Theorien über welchen Bereich der Wirklichkeit auch immer dem Faktum Rechnung tragen müssen, daß wir sozusagen von Natur aus mit einem Stamm von Überzeugungen ausgestattet sind, deren Berechtigung wir höchstens theoretisch, nicht aber als in einer Welt agierende Lebewesen in Frage stellen können, ganz gleich wie gut oder schlecht die Gründe sind, die wir zur Rechtfertigung dieser Überzeugungen in Anschlag bringen können. Strawson charakterisiert diese uns entweder von Natur aus zukommenden oder zur Natur gewordenen Überzeugungen als solche, „we simply cannot help believing in“ (11). Zu ihnen zählt er, an prominenter Stelle, alle die Überzeugungen, die der traditionelle Skeptiker bezweifelt, vor allem also die, daß es von uns unabhängige Dinge gibt, die sich in regelmäßiger Weise verhalten.

Strawson empfiehlt nun diesen Naturalismus nicht als einen bisher unbekanntem und unbegangenen Ausweg aus einer verfahrenen Situation. Ein von ihm stark betonter Gesichtspunkt in seinen Überlegungen ist vielmehr der, daß diese naturalistische Einstellung vor allem zum philosophischen Skeptizismus eine respektable, wenn auch wenig beachtete Tradition hat, die mit den Namen Hume und Wittgenstein verbunden ist. Hume, der Erzskeptiker, ist es gewesen, der, wie Strawson uns erinnert, immer darauf bestanden hat, daß es schlechthin müßig ist, bestimmte unserer Überzeugungen auf ihre Stichhaltigkeit hin zu

prüfen. Es gilt, nach Hume, zur Kenntnis zu nehmen, daß „our inescapable natural commitment is to a general frame of belief and to a general style . . . of belief-formation” (14). Zweifel an den Überzeugungen, die zu dem „general frame of belief” gehören, müssen einfach vernachlässigt werden: „They are to be neglected because they are *idle*; powerless against the force of nature, of our naturally implanted disposition to belief” (13). Die in diesen bei Hume zu findenden Überlegungen angelegte Unterscheidung zwischen Meinungen, in bezug auf die wir nicht anders können als an ihnen festzuhalten, und solchen Überzeugungen, die wir zur Disposition stellen können, findet Strawson in ähnlicher Schärfe beim späten Wittgenstein (*Über Gewissheit*) formuliert, den er deshalb als zweiten prominenten Zeugen seines Naturalismus anführt.

Die Botschaft des Strawsonschen Naturalismus ist klar. Daß wir z. B. die Realität der Außenwelt nicht beweisen oder das Induktionsprinzip nicht rechtfertigen können, ist kein Grund zur theoretischen oder praktischen Beunruhigung. Daß unsere Vernunft bei dem Versuch der Begründung derartiger Behauptungen scheitert, ist nicht ein Skandal der Vernunft, sondern dieses Faktum indiziert eine natürliche Begrenzung unserer Vernunft, die wir, wenn auch nicht dankbar, so doch gefaßt zur Kenntnis zu nehmen haben: Denn obwohl z. B. die Verlässlichkeit des Induktionsprinzips und die Realität der Außenwelt keine sehr gut begründeten Annahmen sind, *können* wir sie ernsthaft gar nicht bezweifeln. „They are, one might say, outside our critical and rational competence in the sense that they define, or help to define, the area in which that competence is exercised” (19). Der Versuch, sie durch Argumente gegen skeptische Einwände zu rechtfertigen, zeigt nur, daß man die Rolle, die sie in unserem Umgang mit der Welt spielen, vollständig mißversteht.

Ist nun durch diese naturalistische Betrachtungsweise das Skeptizismus-Problem tatsächlich umgegangen? In gewisser Weise natürlich nicht. Denn das Problem bleibt ja. Die schlichte Empfehlung, es nicht ernst zu nehmen, ändert nichts an der Tatsache, daß wir einige der von uns für unübertrefflich evident gehaltenen Überzeugungen nicht beweisen können. Wenn es denn so ist, daß die Auseinandersetzung mit dem Skeptiker gerade darum geht, ob man diese Tatsache anzuerkennen hat oder nicht, dann gibt es keine Möglichkeit, das Skeptizismus - Problem zu umgehen, es gibt nur die Möglichkeit, für oder gegen die skeptischen Thesen zu votieren. Man wird daher davon ausgehen können, daß der professionelle Skeptiker an den Strawsonschen naturalistischen Ansichten den antiskeptischen Punkt nicht sieht.

In anderer Hinsicht freilich kann man Strawsons naturalistische Empfehlung als Beitrag zur Neutralisierung des Skeptizismus-Problems verstehen. Ein solches Verständnis gelingt

allerdings nur unter der Voraussetzung, daß man den Skeptiker mehr behaupten läßt als das, was mit seinen skeptischen Thesen unmittelbar gesagt ist. Dies tut er dann, wenn er die zugestandene Unbeweisbarkeit *einiger* unserer Überzeugungen zum Anlaß nimmt, auch *alle* anderen Wissensansprüche, soweit sie explizit oder implizit jene unbeweisbaren Überzeugungen in Anspruch nehmen, als gültig zu bezweifeln. In einer solchen Situation mag es sinnvoll und nützlich sein, ihn mit den naturalistischen Grundannahmen zu konfrontieren, um ihn darauf hinzuweisen, daß man eben trennen muß zwischen dem, was uns von Natur (oder Kultur) aus unbezweifelbar, wenn auch unbeweisbar ist, und dem, was begründbar und deshalb nicht bezweifelbar ist. Hier wäre dann auf diese Weise zwar nicht das Skeptizismus-Problem, wohl aber dessen erkenntnistheoretische Konsequenzen unterlaufen.

Daß Strawsons Einsatz für einen Naturalismus der angezeigten Art hauptsächlich auf die Abwehr der erkenntnistheoretischen Konsequenzen des Skeptizismus zielt, zeigt sehr schön seine Diskussion der möglichen Funktion sogenannter transzendentaler Argumente. Nachdem sie in den letzten 30 Jahren – nicht zuletzt auf Grund einiger einflußreicher Bemerkungen von Strawson selbst in seinen *Individuals* – vor allem unter dem Gesichtspunkt ihrer antiskeptischen Wirksamkeit von Interesse gewesen sind, versucht Strawson jetzt, sie als gut integrierbar in ein naturalistisches Programm zu erweisen. Eine Folge, so Strawson, der Einsicht, daß man die skeptischen Thesen weder direkt noch indirekt widerlegen kann, ist die Erkenntnis, daß man „the project of wholesale validation of types of knowledge-claims“ (22) als unrealistisch aufgeben muß. Dies bedeutet nun nach Strawson nicht, daß man Erkenntnistheorie als philosophisches Unternehmen aufgeben muß, es heißt vielmehr, daß man sie in realistischer Einschätzung ihrer Leistungsfähigkeit betreiben sollte. Realistisch ist für Strawson in diesem Zusammenhang, das „project of investigating the connections between the major structural elements of our conceptual scheme“ (22).

In einem solchen Projekt hätten transzendente Argumente, wenn es sie denn gibt, eine Funktion. Sie würden zeigen können, daß „one type of exercise of conceptual capacity is a necessary condition of another“. Nicht also ihre von Strawson schon im Ansatz geleugnete antiskeptische Kraft, sondern ihre Fähigkeit, Beziehungen freizulegen, macht sie zu geeigneten Mitteln des naturalistischen Instrumentariums. Dabei kann sogar offenbleiben, ob es überzeugende Beispiele solcher transzendentaler Argumente überhaupt gibt. Denn, so Strawson, der hiermit gleichzeitig sein philosophisches Credo formuliert, das ein längeres englischsprachiges Zitat rechtfertigt: „... even if they [transcendental arguments] do not succeed in establishing such tight or rigid connections as they initially promise, they do at

least indicate or bring out conceptual connections, even if only of a looser kind; and, as I have already suggested, to establish the connections between the major structural features or elements of our conceptual scheme - to exhibit it, not as a rigidly deductive system, but as a coherent whole whose parts are mutually supportive and mutually dependent, interlocking in an intelligible way- to do this may well seem to our naturalist the proper, or at least the major, task of analytical philosophy. As indeed it does to me” (23).

III.

Strawsons Bemühungen, einen transzendentalphilosophischen Ansatz in der Erkenntnistheorie bei gleichzeitigem Verzicht auf die Behauptung irgendwelcher antiskeptischer Implikationen dieses Ansatzes zu propagieren, stehen in einem interessanten Gegensatz zu einem anderen Versuch, die Bedeutung des Skeptizismus für die Erkenntnistheorie zu bestimmen. Ihn findet man in dem Buch *The Significance of Philosophical Scepticism* von Barry Stroud dokumentiert. Stroud faßt in diesem Buch seine langjährigen Bemühungen um eine angemessene Würdigung der Bedeutung des Skeptizismus für die Erkenntnistheorie zusammen, die er teilweise schon andernorts dem Publikum zugänglich gemacht hat. Die Zusammenfassung in den Rahmen des Buches hat einerseits die positive Folge, daß Strouds grundlegende Thesen sehr viel reicher und extensiver ausgearbeitet erscheinen als sie im Kontext seiner verschiedenen Aufsätze gewirkt haben. Andererseits wird man stellenweise den Eindruck einer kaum noch als produktiv zu bezeichnenden Redundanz und Breite schwer vermeiden können, was jedoch die stilistische und gedankliche Qualität dieses Buches höchstens marginal beeinträchtigt.

Stroud konzentriert sich bei seiner Auseinandersetzung mit dem Skeptizismus vollständig auf das Außenweltproblem, also auf die Frage, wie wir irgend etwas über die uns umgebende Welt wissen können. Seine Behandlung dieser Frage findet auf zwei Ebenen statt: auf der einen verfolgt er, ähnlich wie B. Mates, das Ziel zu zeigen, daß es bisher niemanden gelungen sei, eine skeptische Einwände ausschließende Antwort auf das genannte Problem zu geben; auf einer anderen Ebene ist er daran interessiert herauszufinden, was die unabweisbare Möglichkeit der skeptischen Erwiderung auf diese Frage aussagt über uns, unser Weltverständnis und über unseren erkennenden Zugang zur Welt. Daß Stroud seine Diskussion des philosophischen Skeptizismus auf verschiedenen Ebenen ansiedelt, weist bereits darauf hin, daß er seine Überlegungen nicht nur als Beitrag zur Skeptizismus-Debatte verstanden wissen

will, sondern daß er diese Debatte wesentlich als ein besonders bemerkenswertes Beispiel im Rahmen einer sehr viel weiteren und, wie er meint, bisher kaum geführten Diskussion ansieht, die den Begriff des philosophischen Problems selbst zum Gegenstand hat. Obwohl Stroud selbst in seinen Ausführungen die von mir unterschiedenen Ebenen nicht voneinander trennt, sie vielmehr in einen Gedankengang einbindet, ist es zum Zwecke der Diskussion dieses Stroudschen Unternehmens ratsam, sie getrennt zu betrachten.

Ehe Stroud daran geht, verschiedene Lösungsvorschläge des Außenweltproblems zu diskutieren, stellt er – ausgehend von Descartes' Traum-Argument – das Problem selbst vor, in der Absicht, zwei gängige Haltungen gegenüber einer skeptischen Position gleich von Anfang an abzuwehren. Die erste Haltung läßt sich durch die Behauptung repräsentieren, daß die Cartesische Konklusion, daß wir nicht wissen können, ob das, was wir von der Außenwelt zu wissen meinen, der Fall ist, durch Überlegungen gewonnen wird, die stark von denen abweichen, mit denen wir normalerweise Wissensansprüche begründen. Stroud macht gegen diese Haltung, wie mir scheint, überzeugend geltend, daß sie auf einer falschen Konzeption beruht, was in unseren normalen Begriff von Wissen eingeht, und daß sie insofern die Cartesische These nicht trifft. Die zweite Haltung beschreibt Stroud als die einer abgeklärten Bescheidenheit, derzufolge wir erst gar nicht nach festen Wahrheiten über das Wesen der Dinge suchen sollten, da unser soziales, kulturelles und intellektuelles Leben auch dann genug Stabilität besitzt, wenn wir uns nur darüber hinreichend einig sind, wie die Welt zu sein *scheint* (vgl. 37). Gegen diese Haltung macht Stroud geltend, daß sie die Ärmlichkeit des von ihr als bescheiden propagierten Weltbildes gar nicht erst ermesse. Denn genau genommen sei schon die Annahme eines sozialen und kulturellen Lebens - soweit in sie die Vorstellung von der Existenz anderer Personen und von Gegenständen eingeht - nicht zu begründen, wenn man darauf verzichte, von der Existenz anderer Personen und Gegenstände *wissen* zu können. Andere Personen und Gegenstände seien den Vertretern der bescheidenen Haltung unerreikbaar, Mitglieder einer unzugänglichen Welt jenseits ihrer sinnlichen Erfahrung.

Diese Stroudsche Entgegnung legt die Vermutung nahe, daß es für ihn vor allem die praktischen bzw. sozialen Konsequenzen einer skeptischen Position sind, die man als „truly disastrous“ ernst zu nehmen hat, und daß gerade die zweite Haltung den gebotenen Ernst nicht aufzubringen willens ist. Hier scheint mir allerdings der Hinweis nicht fehl am Platz, daß die von Stroud beschriebenen unheilvollen Konsequenzen ihre Schrecken für das mittlerweile schon postmoderne Bewußtsein zu einem guten Teil längst verloren haben und als mit einem Antiskeptizismus welcher Art auch immer kompatibel angesehen werden können. Auch der abgehärtete common-sense Antiskeptiker wird, besonders in bezug auf

andere Personen, aber auch in bezug auf Dinge, kaum Schwierigkeiten haben, zuzugestehen, daß es Bereiche der Wirklichkeit gibt, die „inhibit the unreachable world beyond my sensory experiences . . . about which I can know nothing“ (38). Nicht der Umstand, daß wir *einiges* über die uns umgebende Welt nicht wissen können, sondern die Behauptung, daß wir *nichts* über sie wissen können, verleiht der skeptischen These ihr destruktives Potential. Der Hinweis also auf die unerwünschten sozialen und praktischen Konsequenzen macht in meinen Augen die von Stroud skizzierte zweite Haltung gegenüber skeptischen Konklusionen nicht suspekt. Sie ist vielmehr eine vollständig legitime Option für jemanden, der irgendwelche Konsequenzen aus der Einsicht in die Unvermeidbarkeit der skeptischen Konklusion zieht. Wenn es nämlich stimmt, daß wir nichts über die Außenwelt wissen können, was nicht der skeptischen Konklusion unterliegt, dann sind wir gut beraten, alle unsere Wissensansprüche in Konformität mit der skeptischen These zu formulieren.

Vor dem Hintergrund dieser beiden Abgrenzungen betrachtet Stroud sehr genau die von ihm auch gegenwärtig noch für wichtig gehaltenen antiskeptischen Strategien. Es sind im einzelnen die bei J.L. Austin und C.I. Lewis zu findenden Versuche, über eine Analyse des Wissensbegriffs den Skeptiker zu diskreditieren (in dem Kapitel „Philosophical Scepticism and Everyday Life“), die G. E. Mooresche Widerlegung des Skeptizismus („G. L. Moore and Scepticism: ‚Internal‘ and ‚External‘“), das mit dem Namen Kants verbundene Unternehmen durch die Unterscheidung zwischen einem Bereich möglicher Erfahrung und einer diesen Bereich übersteigenden Ebene das Skeptizismus- Problem in den Griff zu bekommen („Internal and External: ‚Empirical‘ and ‚Transcendental‘“), R. Carnaps über das Verifikationsprinzip der Bedeutung laufender Anti-Skeptizismus („Internal and External: Meaningful and Meaningless“) und die von W. V. Quine auf der Grundlage seiner naturalisierten Epistemologie bereitgestellten Überlegungen („Naturalized Epistemology“). Es ist im hiesigen Rahmen nicht möglich, auf Strouds ebenso kenntnis- wie lehrreiche Betrachtungen zu jedem dieser Ansätze, den Skeptizismus als philosophisches Problem aus der Welt zu schaffen, einzugehen. Ich werde mich daher auf einige Bemerkungen zu Strouds Ausführungen zu den Positionen beschränken, die die direkteste Beziehung auf seine Diagnose über Herkunft und Relevanz des skeptischen Problems in Zusammenhang unseres Weltverständnisses haben. Dies sind für ihn ganz offensichtlich die Positionen von Moore und Carnap.

Moores den Verweis auf seine Hände in Anspruch nehmender Versuch, den erkenntnistheoretischen Skeptizismus zu widerlegen, ist bekanntlich nicht zuletzt deshalb als

ein die Diskussion so sehr stimulierendes Unternehmen betrachtet worden, weil es mittlerweile als Standardbeispiel eines verfehlten Ansatzes gilt, dem Skeptiker beizukommen. Strittig ist allerdings immer noch, worin denn der Fehler eigentlich besteht oder woran es liegt, daß man das Mooresche antiskeptische Argument so unüberzeugend findet. In diesen Streit greift Stroud ein, indem er die von Malcolm und Ambrose gegebenen Interpretationen des Sinnes des Mooreschen Arguments zurückweist, denen zufolge Moores Beweis nur dann funktioniert, wenn man ihm einen Mißbrauch des Begriffs des Wissens unterstellt. Demgegenüber macht Stroud - vor allem in einer kritischen Auseinandersetzung mit Malcolms Wissensbegriff - geltend, daß die Eigenart der Mooreschen Überlegung gerade darin bestehe, einen ganz normalen Begriff von Wissen zu verwenden, ihn also nicht zu mißbrauchen, und dennoch den Skeptizismus nicht zu widerlegen. Auf diese These legt Stroud deshalb so großen Wert, weil sie ihm erlaubt, eine Unterscheidung zu verdeutlichen, die für ihn in das Zentrum des Problems führt, das der philosophische Skeptizismus darstellt. Es ist die Unterscheidung zwischen einer internen und einer externen Reaktion auf die Frage, was gewußt wird oder ob überhaupt irgend etwas in einem bestimmten Bereich gewußt wird.

Was ist nun eine interne Reaktion auf diese Frage? Strouds Erläuterung ist intuitiv einleuchtend, wenn auch nicht sehr deutlich zu formulieren. Wichtig für eine interne Reaktion scheint zu sein, daß sie bei der Beantwortung von Fragen auf bereits Gewußtes rekurriert, insofern voraussetzt, daß es etwas gibt, das gewußt wird, und Wissensbehauptungen für entscheidbar auf der Basis dessen hält, was ‚innerhalb‘, des Bereichs akzeptierter und gesicherter Ansichten liegt (vgl. z. B.117). Für Stroud ist Moore das Paradebeispiel eines Philosophen, der nur die interne Reaktion auf Fragen, unser Wissen betreffend, kennt: Man geht von einzelnen empirisch evidenten Wissensansprüchen aus, wie zum Beispiel dem, daß man weiß, daß hier eine Hand ist, und beweist damit, daß man weiß, daß es Dinge außer uns gibt. Doch, so Stroud, dies für einen antiskeptischen Beweis zu halten, setzt Unwilligkeit oder Unfähigkeit dazu voraus, „the philosophical question about our knowledge of external things“ zu verstehen. Denn die *philosophische* Frage nach unserem Wissen von der Außenwelt erfordere „a certain withdrawal or detachment from the whole body of our knowledge of the world“ (117). Die philosophische Frage nach unserem Wissen setzt voraus, daß wir *all* unser Wissen auf einmal in Frage stellen, an nichts als sicher festhalten, alle unsere Meinungen zu bezweifeln bereit sind, kurz: die Cartesische Position einzunehmen. Moore, der diese Position oder Haltung nicht einnehmen wollte oder konnte, hat daher nach Stroud gar nicht die Möglichkeit gehabt oder haben wollen, den philosophischen Skeptizismus zu widerlegen.

Man wird schwer anders können, als das von Stroud eindringlich gezeichnete Bild interessant zu finden, das Moore als jemanden darstellt, dessen antiskeptische Haltung eng mit der Ablehnung einer Konzeption von Philosophie verbunden ist, die ‚externe‘ Fragen zuläßt. Dies kann aber nicht darüber hinwegsehen lassen, daß die Stroudschen Erläuterungen des Rahmens, innerhalb dessen die Situierung der Mooreschen Position erfolgt, nicht gerade sehr präzise sind. So ist schwer zu sehen, was einem denn nun genau zugemutet wird, wenn man, um überhaupt erst einmal das philosophische Problem des Skeptizismus verstehen zu können, in der Lage zu sein hat, alles Wissen ‚auf einmal‘, in Frage zu stellen. Ähnlich schwierig ist es herauszufinden, was Stroud dazu bewogen haben mag, den skeptischen Zweifel nur dann als einen philosophischen zu akzeptieren, wenn er auf die externe Perspektive bezogen werden kann. Doch derartige Fragen werden uns abschließend noch kurz beschäftigen.

Es ist klar, daß für Strouds Analyse der Bedeutung des Skeptizismus für unsere epistemische Situation viel davon abhängt, daß er die Möglichkeit ausschalten kann, ihn durch skeptizismusresistente erkenntnistheoretische Modelle als irrelevant zu erweisen. Die bemerkenswertesten Versuche, solche Modelle auszuarbeiten, findet Stroud in den Theorien von Kant, Carnap und Quine, die er jedoch alle für in sich unplausibel und keineswegs resistent gegen skeptische Hypothesen hält. Besonders Carnaps Unternehmen, nicht nur über die Einführung des Verifikationsprinzips die Erkenntnistheorie vor skeptischen Einwänden sichern zu wollen, sondern darüber hinaus auch noch Genese und Struktur skeptischer Fragen zu bestimmen, interessiert Stroud in kritischer Absicht. Dies vielleicht deshalb, weil es ja schließlich Carnap gewesen ist, der die für Stroud so wichtige ‚intern-extern‘ Unterscheidung in die Skeptizismus- Debatte eingeführt hat. Nach Stroud entsteht die erkenntnistheoretische Position Carnaps aus der Einsicht in die empirische Unwiderlegbarkeit des Skeptizismus. Dieser Umstand soll aber nach Carnap kein Grund für die Wahrheit skeptischer Behauptungen, sondern Anlaß für die Unterscheidung zwischen Alltags- bzw. wissenschaftlichen Fragen und philosophischen Fragen sein, von denen letztere (1) allgemeiner als die Alltags- und Wissenschaftsfragen sind, was heißen soll, daß sie das ganze System unseres Wissens betreffen, und (2) extern sind. Externe Fragen sind nun gemäß Carnap solche, die unentscheidbar und schlecht geformt, weil empirisch nicht beantwortbar sind. Dies mache es aus, daß man sie nicht als theoretische, sondern als „practical questions about the choice of linguistic framework“ (187) betrachten müsse.

Gegen diese Konzeption wendet nun Stroud ein, daß es nicht der Fall ist, daß wir zum Beispiel das philosophische, externe Problem des Skeptizismus nur deshalb bekommen, weil

wir uns für einen sprachlichen Rahmen *entschieden* haben, in dem von Dingen usw. die Rede ist. Es ist im Gegenteil „more realistic to say that we simply grew up learning about the world around us; there was no decision or choice involved” (188). Die Idee, daß es sich bei externen, philosophischen Fragen, wie dem Problem des Skeptizismus, um praktische Fragen handelt, die man durch Handlungen bzw. Entscheidungen löst, wird deshalb von Stroud für unhaltbar angesehen. So einleuchtend Strouds Entgegnung auf Carnaps Vorschlag auch in der Sache ist, so kann sie doch nicht mehr bewirken als Carnaps Annahme, man könne sich für eine Ding-Sprache entscheiden, zu diskreditieren. Den interessanteren Teil der Carnapschen Überlegung, nämlich die These, daß philosophische Probleme wie das des Skeptizismus Folgeprobleme von sehr tiefliegenden Entscheidungen sind, über deren Zustandekommen wir selbst aus welchen Gründen auch immer im unklaren sind - diese Carnapsche These wird von Strouds Kritik nicht getroffen. Man merkt nur deutlich, daß er ihr keine allzu große Sympathie entgegenbringt.

Dies führt abschließend auf die bereits angekündigte Betrachtung der zweiten Ebene, auf der Stroud das Skeptizismus-Problem diskutiert sehen möchte, nämlich auf die Frage, was denn das Faktum der Unüberwindbarkeit des Skeptizismus für unsere epistemische Situation und damit für die Erkenntnistheorie bedeutet. Vorweg muß ich gestehen, daß gerade dieser für Stroud so wichtige Aspekt seines Unternehmens mir nicht sonderlich deutlich geworden ist. Dies mag daran liegen, daß im Verhältnis zu dem enormen interpretatorischen und analytischen Reichtum, der Strouds Diskussion der einzelnen von ihm betrachteten Positionen auszeichnet, die systematische These irritierend unergiebig wirkt, so daß es schwerfällt zu glauben, der ganze kritische Aufwand sei um eines anscheinend so wenig subtilen Punktes willen unternommen worden. Es mag aber auch sein, daß die systematische These auf Diskussionskontexte rekurriert, die bereits so weit fortgeschritten sind, daß man ohne deren Kenntnis das Gewicht der These und deren epistemologische Folgen nicht angemessen einschätzen kann. Daß derartige Diskussionskontexte sowohl existieren als auch für Stroud von großer orientierender Bedeutung bei seinen Überlegungen gewesen sind, betont er selbst sehr deutlich bereits in seinem Vorwort, wenn er auf seine Abhängigkeit von Anstößen verweist, die ihm die Verständigung mit T. Clarke gegeben haben, von dem dem interessierten Publikum nur ein ebenso apokrypher wie einflußreicher Aufsatz aus dem Jahre 1972 (*The Legacy of Scepticism*. In: *The Journal of Philosophy*, 69) zugänglich ist.

Wie dem auch sei, hält man sich an Strouds Worte, so wird man mit Auskünften wie den folgenden konfrontiert auf die Frage nach der Bedeutung des Skeptizismus: (a) Dem skeptischen Philosophen geht es um ein objektives und vorurteilsfreies Verständnis der Lage,

in der wir uns objektiv in bezug auf unser Wissen von der Außenwelt befinden; (b) das skeptische Problem des Wissens um die Außenwelt macht uns klar, daß wir immer schon mit der Vorstellung einer objektiven Welt leben; (c) der erkenntnistheoretische Skeptizismus ist ein Indikator dafür, daß wir den Wunsch haben, uns über unsere Beziehung zur Welt zu verständigen (vgl. 81f.). Von derartigen Feststellungen sagt nun der Autor Stroud selbst dankenswerterweise, daß sie nichts weiter als Platitüden darstellten. Dennoch sind es diese Platitüden, die uns die wahre (und tiefe) Bedeutung des Skeptizismus für die Erkenntnistheorie enthüllen. Denn: „If those platitudes about objectivity do indeed express the conception of the world and our relation to it that the sceptical philosopher relies on, and if I am right in thinking that scepticism can be avoided only if that conception is rejected, it will sechhs that in order to avoid scepticism we must deny platitudes we all accept. I believe this sometimes has happened in philosophy” (82).

Was an solchen Auskünften überrascht, ist nicht so sehr die vom Autor selbst für sie reklamierte Trivialität als vielmehr der Umstand, daß sie es sind, mit denen der Anspruch gerechtfertigt werden soll, das Skeptizismus-Problem habe irgendeine besondere philosophische Bedeutung. Wenn nämlich alles, was es uns zeigen kann, darin bestehen soll, daß wir uns seiner nur unter Aufgabe einer uns vertrauten Vorstellung Von Objektivität entledigen können, oder, umgekehrt formuliert, daß dieses Problem nur unter Voraussetzung der Annahme einer objektiven Welt zustande kommt, dann werden wir mit einem Sachverhalt konfrontiert, der philosophisch - dieses Wort in Strouds emphatischen Sinn verwendet - aus zwei Gründen außerordentlich wenig besagt. Zum einen deshalb, weil er uns nur darauf hinweist, daß man, um an der Realität der Außenwelt zweifeln zu können, irgend jemanden finden muß, der sie für real hält, zum anderen deshalb, weil, wenn man die Annahme der Objektivität zur Bedingung des Skeptizismus erklärt, es eine schlichte logische - und keine philosophische - Folge ist, daß wir wohl oder übel unsere Konzeption von Objektivität überprüfen müssen, wollen wir den Skeptizismus vermeiden. Man kann daher Stroud nur beipflichten, wenn er zum Abschluß seines Buches feststellt, daß wir nach Alternativen in der Erkenntnistheorie Ausschau halten müssen, sollte uns der Skeptizismus ein Problem sein (274). Doch ist dieses achtenswerte Programm tatsächlich eines, das auf die philosophische Bedeutung des Skeptizismus verweist?

Bleibt zum Schluß die Frage, ob das u. a. durch die hier diskutierten neueren Arbeiten zum Skeptizismus dokumentierte Wiedererwachen des Interesses an dem Problem der Realität der Außenwelt und verwandten Problemen zu der Erwartung Anlaß gibt, man könne aus der

Auseinandersetzung mit skeptischen Positionen in irgendeinem Bereich der Philosophie in bisher nicht geahnter Weise profitieren. Soweit ich sehe, muß man diese Frage verneinen. Mein Eindruck ist eher der, daß man gegenwärtig im angelsächsischen Sprachraum verstärkt nachholt, was die letzten zwei oder drei Generationen analytischer Philosophen vernachlässigt haben, nämlich dem traditionellen epistemologischen Skeptizismus sein (begrenzt)es Recht widerfahren zu lassen. Die Diskussion um den Skeptizismus entpuppt sich so als ein Wiedergutmachungsunternehmen, Wiedergutmachung an der Tradition der neuzeitlichen Philosophie. Dies ist für sich allein schon bemerkenswert. Was die Sache selbst, also das Außenweltproblem betrifft, so sollte man über all dem beeindruckenden Scharfsinn, der auf es wieder verwendet wird, das nicht vergessen, was bereits Hume deutlich ausgesprochen hat: es ist und bleibt ein extrem akademisches Problem.¹

¹ In die vorstehenden Bemerkungen sind Anregungen eingegangen, die aus einem gemeinsam mit P. Bieri abgehaltenen kleinen Seminar über die neuere Skeptizismus – Diskussion stammen. Ich danke P. Bieri und den (wenigen) Teilnehmern für ihre Anteilnahme an dem Thema. A. Kemmerling bin ich für seine kritische Lektüre der ersten Fassung dieses Textes zu Dank verpflichtet.